



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

In Sachen des Zauberers von Rom.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

des Schulwesens mit tausend Gulden Gehalt und einer Pension für Wittve und Kinder angestellt, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, die Redaction der Allgemeinen Zeitung fortzusetzen. „Allen Sündern,“ schrieb Therese jubelnd, indem sie ihre Ankunft anzeigt, „soll vergeben, und die Hölle nicht mehr sein!“ Den 15. April starb der Vater, 78 Jahr alt; die Regulirung der Erbschaft erforderte Hubers Anwesenheit in Leipzig. So sah er nun Sept. 1804 als gemachter Mann die Stadt wieder, die er vor elf Jahren unter so zweifelhaften Umständen verlassen. In Göttingen hatte er noch Gelegenheit, seinem Schwiegervater Heyne sein Schauspiel „der natürliche Sohn“ vorzulesen. In den ersten Tagen des November kehrte er zu den Seinen zurück, mit frohster Aussicht auf die Zukunft, als ihn ein plötzliches Lungenleiden überfiel; schon den 10. Dec. mußte er seine Arbeit einstellen, den 24. Dec. 1804 verschied er, vierzig Jahr und vier Monate alt. — „Hubers Tod,“ schreibt Schiller an Körner 20. Jan. 1805, „wird euch so wie auch mich sehr betroffen haben, und ich mag jetzt noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß er uns zuerst verlassen müßte! Denn ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, so lebte er doch nur für uns und war an zu schöne Zeiten unserß Lebens gebunden, um uns gleichgiltig zu sein. Ich bin gewiß, daß ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen euch gelinder beurtheilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt.“ — Nur wenige Monate darauf starb Schiller selbst.

### In Sachen des Zauberers von Rom.

Nur ungern gehen wir heute an die weitere Erörterung eines Gegenstandes, der, an sich schon unerquicklich genug, doppelt unbequem wird in einer Zeit, wo es sich um einen ganz andern Zauberer handelt als den von Rom; wo unwillkürlich die Gedanken nach einer andern Richtung hinschweifen als nach der Analyse eines schlechten Romans. Die Schuld dieser Unbequemlichkeitbürden wir aber ganz und gar dem Verfasser des genannten Romans auf. Seit einem halben Jahr haben wir den dreistesten Provocationen mit Gelassenheit zugehört, indem wir uns eine bestimmte Grenze steckten, die nun überschritten ist. Wenn sich sonst Dr. Gutzkow damit begnügte, in den ihm

befreundeten Zeitschriften sich als Deutschlands größten Dichter feiern zu lassen und seine Kritiker zu schelten, benützt er jetzt einen vieldeutigen Passus des Preßgesetzes, als „Berichtigung“ seine Reclamen auch unabhängigen Zeitschriften zu insinuiren. — Die Grenzboten sind nicht das einzige Blatt, mit dem er das versucht. Vielleicht wäre es eine Pflicht gegen die Presse, die Art und Weise dieser Reclamenmanufactur näher aufzudecken, und wir werden uns dieser Pflicht vielleicht nicht entziehen dürfen; heute beschränken wir uns auf die Abwehr seines Angriffs, d. h. auf den Nachweis, daß die Grenzboten die Farbe des „Zauberers von Rom“ nicht greller als sie wirklich ist, sondern noch gemildert wiedergegeben haben.

Die Kritik dieses Bandes im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift beschränkte sich auf ein gedrängtes Resumé der hauptsächlichlichen Thatsachen, die nach unserer Ueberzeugung für sich selber sprechen mußten. Um unsere Empfindung diesen Thatsachen gegenüber nicht in Zweifel zu lassen, fügten wir ein Citat aus Heine hinzu, da dieser Dichter einmal das Privilegium hat, manches bestimmt auszusprechen, was man sonst nur andeutet, und da die beständigen Citate aus Heine und verwandten Dichtern im Zauberer von Rom uns unwillkürlich diese Stelle ins Gedächtniß riefen. Um nun aber dem Verlangen des Dichters Genüge zu leisten, sind wir bereit, diese thatsächliche Darstellung durch eine Analyse näher zu begründen. Am einfachsten wird es geschehn können, indem wir diejenige Stelle des Romans, auf welche sich die im vorigen Heft mitgetheilte „Berichtigung“ bezieht, das Trinkgelage zwischen Klingsohr und Lucinde, mit den eigenen Worten des Romanschreibers dem Leser vorführen.

Um nun jene Scene deutlich zu machen, rufen wir folgende Umstände ins Gedächtniß zurück. Zwei ehemalige Freunde, ein adeliger Kronsyndicus und ein bürgerlicher Deichgraf, leben seit längerer Zeit in tödtlicher Fehde; auch ihre beiden Söhne, die sich früher sehr liebten, sind dadurch einander entfremdet. Der Sohn des Kronsyndicus, Jerome, ist halb verrückt und hat sich in einem sehr aufgeregten Zustand in ein junges Mädchen Namens Lucinde verliebt, die aus verschiedenen Gründen in der Welt vagabundirt; theils um seines Sohnes willen, theils weil sie ihm persönlich gefällt, hatte der alte liederliche Kronsyndicus sie zu sich auf sein Schloß genommen. Dort lernt sie in der Nähe den Dr. Heinrich Klingsohr kennen, den Sohn jenes Deichgrafen, nach dem Zeugniß des Dr. Guskow, der es doch wissen muß, ein sehr genialer Mensch, nur etwas excentrisch. Sie verabreden ein Zusammentreffen auf dem Schloß selbst. Am demselben Tage hat der Kronsyndicus den Deichgrafen erstochen, die nähern Umstände dieses Todschlages haben sich im Lauf des Romans noch nicht herausgestellt. Er kommt fürchterlich aufgereggt in das Schloß zurück, verbrennt seine Kleider, um die Spuren des Verbrechens

zu vertilgen, und schießt sich zur Flucht an; da sieht er den Sohn des Erbschlagenen in einem Wagen auf das Schloß zufahren. Nach Ueberwindung des ersten Schrecks merkt er, daß es sich um ein Liebesverhältniß zu Lucinde handelt und er spricht folgendermaßen zu ihr:

(S. 175) „Satan, schwarzer —!“ „Engel! Schlechte Person — liebt den Kerl, den Doctor!“ — „Halt ihn fest . . . Hier ist der Schlüssel zum Keller! Eßt, trinkt! Laß deine Künste los, Zigeunerin! . . . Seine Mutter war schön . . . Lucinde, höre — aber leise — sag ihm was . . . hier, da . . . auf dem Sopha . . . sag ihm was . . . hol ihn her . . . halt ihn dir fest und plausch ihm ins Ohr . . . hörst du . . . ob er's denn noch nicht weiß . . . nie gehört hat . . . nie erfahren . . . daß . . . daß . . . Na was? . . . Hahaha! . . . Wer ihm den Niesel aufschob, als er in die Welt gekommen . . . hm? Verstehst du, Lucinde, sag's ihm beim fünften, sechsten Glas Champagner . . . Elisabeth! (die Magd) Küche, Keller, alles geöffnet! . . . Sag's ihm . . . Drei Söhne hatte der alte Wittekind (der Kronsyndicus), einer ist Candidat zum Premierminister, einer Candidat zum Zollhaus . . . und der da? . . . Der Gott, der Eisen wachsen ließ, fangen sie damals — Haha! — als sie den Jugendbund schlossen und in den Teutoburger Wald geheime Reisen machten und die Weibsen zurückließen . . . Hahaha! — Verstehst du, kleine schwarze, unschuldige Schlange?“

(S. 177) „Lucinde verstand vollkommen das schreckliche Geständniß, das der Kronsyndicus gemacht hatte.“

„Wie er auf der Treppe sich auf sie stützte, raunte er ihr immer heimlich und mit emporgestreckten, zitternden Fingern Worte der frivolsten Enthüllungen zu. Auf der Treppe noch sagte er der Beschließerin: Lucinde kriegt die Schlüssel! Was die von jetzt an befehlt, geschieht! Verstanden?“

So reißt er mit seinem zweiten Sohn, dem Berrückten, eilig ab. Gleich darauf kommt Klingsohr angefahren.

(S. 182) „Lucinde zog den verwunderlichen Gast die große steinerne Stiege hinauf in die Staatszimmer, wo man bereits anfangen wollte einen Tisch zu decken, Lucinde sollte nur bestimmen welchen. Sie wählte dazu einen der glänzendsten mit einer Decke von Lapis Lazuli, mit geschweiften vergoldeten Füßen, dicht vor einem Kanapee, das in der Nähe eines Kamins stand.“

„Klingsohr ahnte einen Hinterhalt und sprach sich auch dahin aus, daß er der Lücke des Kronsyndicus alles zutraue. — Wie es in seinen Kellern aussieht, erwiderte Lucinde, werden Sie bald erfahren! Sie sollen bewirthet werden wie . . . ein Sohn des Hauses.“ „Sie zog ihn in ein Zimmer, wo sie unbelauschter waren.“ „Sie trug ein leichtes dunkelblaues Kleid; seidne Bänder von gleicher Farbe senkten sich in den braunen Nacken.“ u. s. w.

„Sie erzählte ihm auf sein staunendes Schweigen alle soeben erlebten Vorgänge bis auf die letzte Enthüllung, die sie sich, weil sie ihr noch schwer zu formuliren war, vorbehielt.“

Während Lucinde die Tafel ordnet, philosophirt Klingsohr in bekannter Gupkowscher Art über die Erbsünde.

(S. 185) „Welche Sünde? fragte Lucinde und dachte nur an das Ordnen des Tisches, über dessen acht Ecken längst ein blendend weißes Damasttuch gebreitet war, das sich schon mit Tellern, Bedecken, Gläsern, Flaschen, einem Champagnerkühler und Dessertauflagen füllte.“

Klingsohr faselt weiter über die Erbsünde.

(S. 186) „Nun waren alle Vorrichtungen des Abendimbisses aufs prächtigste getroffen. Klingsohr streckte sich mit Behagen in einem Fauteuil, an dem eben von zwei Dienern angerichtet werden sollte. Bei jeder Gelegenheit, wo diese Zeugen fehlten, ergriff er Lucindens Hand, diese an sich ziehend, mit Küssen bedeckend.“

Wiederum Faselien über die Erbsünde, lange Citate aus verschiedenen Dichtern, man schmaust, Klingsohr wird von einer Nadel gestochen, Lucinde legt ein nasses Taschentuch auf.

(S. 190) „Dabei war ihr das Brusttuch entfallen und ihr langer dunkler Nacken schimmerte unbedeckt bis zu den Schultern, ihr bräunlicher Hals bis zu den hohen Wölbungen ihrer Brust. Eben brachte man zwei Leuchter, je drei brennende Kerzen.“

Die Mahlzeit geht fort, die Gerichte werden beschrieben, von verschiedenen unehelichen Kindern des Kronsyndicus gesprochen.

(S. 192) „Sie essen ja nicht, Doctor! lenkte Lucinde erröthend ein. Ich trinke! antwortete Klingsohr. Stoß an, sagte er, wie immer je nach der Stimmung abwechselnd mit Du und Sie.“

„Lucindens Unruhe mehrte sich, je näher sie ihrer Eröffnung kam. Sie wußte nicht, was sie that, als sie fortwährend den Champagner trank, den ihr Klingsohr einschenkte.“

Um anzuknüpfen, fragt Lucinde nach seiner Mutter. Er redet — mit fortwährenden Citaten — so verdreht, daß man ihn eigentlich schon für betrunken halten sollte, wenn nicht — die Ritter vom Geist immer so redeten. Es donnert heftig.

(S. 194.) „Klingsohr rückte seinen Sessel dem Divan näher und zog Lucinden an sich und freichelte ihr Haar und sah ihr in die scheu und ängstlich umblickenden Augen und hielt die Hand über ihre dunkeln Brauen.“ — „Wie das alles zusammenhängt, fuhr Klingsohr fort, weiß ich nicht . . . Lucinde faßte sich jetzt Muth und sprach: ich will es Ihnen sagen — —“ „Wie Lucinde fortfuhr und das Ziel ihrer Eröffnungen immer leiser sprechend schon völlig verständlich angedeutet hatte, ergriff er ein Glas, schleuderte es wild zu Boden, daß es zersplitterte — —“ „Ihr seid wahnsinnig schrie er . . . Circe! machst du Menschen zu Eseln? zu Mauleseln? bin ich verrückt?“ — „Ihr Vater ist der Kronsyndicus! sagte Lucinde mit einer Festigkeit, als spräche sie von Dingen, die ihrer Jugend völlig angemessen wären. Ein convulsivisches Gelächter ersticke den ersten Aufschrei des zu seiner übrigen Erregung nun auch noch halb Berauschten. Ruhig fuhr Lucinde fort: darum sorgt er für unsere Zukunft. — Haha! Und nun sprach Klingsohr plötzlich, wie sich und die ganze Situation parodirend, plattdeutsch, dem ohnehin schon eine

komische Wirkung beizubringen. Er parodierte ihren feierlichen Ernst. Sie wandte sich zum Schmollen und ließ ihn stehen. Klingsohr warf sich in seinen Sessel und blickte geisterhaft vor sich hin . . . Dann setzte er sich ruhiger zu Lucindens Füßen auf eine Fußbank.“ —

Dort faselt er „mit dumpfer Stimme“ über die deutschen Racen und das Wesen der Bastarde.

(S. 198.) „Ermüdet vor Aufregung, eingelullt durch den Wein und die gespenstische Weise des wie immer dergleichen im Prophetenton vor sich Hinsprechenden, ließ Lucinde es geschehen, daß der düstere Träumer, in dessen Seele es gleich falls schon lange mehr zur Nacht als zum Lichte sich zu wenden schien (das heißt doch —?) ihre Hände ergriff, diese küßte, näher und näher seine Wange an die ihrige schmiegte und sie in ganzer Länge auf den schwellenden Divan ausstreckte. Eine Weile betrachtete er sie mit gefalteten Händen . . . Dies sah sie noch . . . ihr Auge blieb offen oder blinzelte doch . . . Ihre Mienen waren in ein Lachen wie erstarrt . . . Jetzt ein Epheukranz um dein Haupt, flüsterte Klingsohr, der Thyrsusstab mit Weinlaub in deiner Hand, ein Pardelfell unter dir, und die Bacchantin erwartet ihren Praxiteles! Lucinde verstand nichts; sie hauchte nur: doch! doch! doch! Doch hat der Kronsyndicus recht, war ihre Meinung. Seine Phantasie malte sich die Möglichkeit aus — und wie bei solchen Naturen dann geschieht, sah er allmählig die Wirklichkeit. Jetzt als wenn ihn Furien peitschten, er mußte und sollte glauben, erhob er sich und sprach unausgesetzt, wol ein halb Duzend Mal vor sich hin: Wär' es denn möglich? — Indem meldeten die Diener das Nachlassen des Regens . . . Spannt ein! rief Klingsohr wild und erhob die Flasche. Und wieder schenkte er voll und nicht mehr in die kleinen spitzen Gläser, sondern in Wassergläser.\*) Er kredenzte ebenso Lucinden, die trank, weil sie Wasser zu nehmen glaubte . . . Drei Späne aus dem Thor der kleinen Buschmühle! lallte Klingsohr und zog den Ton wie durch die Zähne, so daß es schneidend hämisch und bitter erklang.“

Neue Fafeseien, neue Citate aus Liedern.

(S. 201.) „Fiebernd, im Taumel der entfesselten Sinne hatte er sich über die Halbschlummernde gebeugt . . . zurückgesunken und halb auf dem Divan ausgestreckt, hielt sie den linken Arm rückwärts unter das Haupt gelehnt . . . mit dem rechten wehrte sie kraftlos stürmischere Zärtlichkeiten ab . . . das Bewußtsein verging ihr . . . die Augen schlossen sich, müde wie damals im Walde mit Oscar Binder. Sie träumte schon ehe sie ganz entschlummert war. Selbst eine heftige Erschütterung, die sie annehmen lassen mußte, daß Klingsohr plötzlich aufsprang, erweckte sie diesmal nicht.“

Ihre Träume werden beschrieben.

(S. 201.) Nun erwachte sie. Um sie her war es still. Die Lichter waren ausgelöscht bis auf eines, das fast niedergebrannt war. Sie mußte so schlummernd

\*) Das frühere Referat sagte: „Zulezt trinken sie Champagner aus Biergläsern.“ Die Berichtigung haben wir anfangs gar nicht verstanden, da bei uns, wenn man zu Hause Bier trinkt, man sich derselben Gläser bedient, aus denen man Wasser trinkt; diese nennt man Biergläser im Gegensatz zu Weingläsern. In Dresden denkt man dabei wol gleich an ein „Töpfchen?“ —

mindestens schon eine Stunde gelegen haben. \*) Sie richtete sich empor. Was war geschehen? Hatte sie Klingsohr verlassen, ohne sie zu wecken? Nichts war zu hören als das Klappern einer fernen nicht geschlossenen Thür. Die Reste der Mahlzeit, die leeren Flaschen und halbgefüllten Gläser standen unabgeräumt, wirr durcheinander. Sie boten jenen Anblick, der nach einer Orgie die Sinne so ernüchtert, die Empfindung so beschämt und empört . . . Unendlich müde, wie zerschlagen an allen Gliedern, durchströft von der kühlen Luft des Zimmers, das geöffnet gewesen sein mußte, suchte sie nach Menschen, die noch wach waren. Alles war wie ausgestorben . . . Von Klingsohr war ihr doch gewesen, als hätte sie im Traum gehört, wie er laut über sie hinweggerufen, an ihr gerüttelt hätte, und Menschen mußten im Zimmer gewesen sein, alle Stühle standen ja in Unordnung, der getäfelte Boden knirschte sogar von förmlichem Schmutz . . . Sie gedachte jetzt deutlicher Klingsohrs, gedachte erschreckend seiner letzten Zärtlichkeiten, die sie mit schon geschwundenem Bewußtsein hingenommen . . . " Sie nahm das Licht, um über den Hof zu schreiten. Erst mußte sie durch die langen Corridore, wo rings an den Wänden die Spiegel ihre eigene Gestalt wiedergaben. Wie sah sie aus! wie aufgelöst hing das Haar! Wie lag das Kleid von den Schultern herab!

Das Licht geht aus, sie legt sich auf das Kanapee und schläft wieder ein. Von ihren Träumen nur einer:

(S. 205) „Sie sah die Frau Hauptmännin Tauben morden und Mäuse fangen aus freier Hand und vor schönen Prinzessinnen knien und sie dann in den Keller sperren, wohin sie ihnen in der Nacht Besuche machte, mit der Lampe über ihnen hinwegleuchtend und lachend, wenn eine Ratte an ihnen nagte . . . grade wie sie ihr einst gethan.“

Also wirklich? Das ist doch noch etwas mehr, als mit Pflaumenkernen und Wasser genudelt zu werden! — Zuletzt beim Erwachen die Nachricht, man habe den Deichgrafen ermordet gefunden: „abgestochen mit einem Messer, grade wie man einen Karpfen absticht, dicht am Riemen! (S. 207.)

Wer diese Scenen mit unserm früheren Bericht vergleicht, wird erkennen, daß wir anstatt zu übertreiben, vielmehr das Widerliche jener Scenen stark gemildert haben. Wir haben aus Rücksicht für unsere Leser eine Seite jenes Bildes ganz verwischt: die Lüsterheit. Es ist möglich, daß sich bei Eugen Sue schmutzigere Scenen vorfinden, obgleich wir sie nicht kennen. Schwerlich wird sich eine finden, die im Verhältniß zu dem, was vorhergeht und was nachfolgt, einen so widerlichen Eindruck macht. Hier ist nicht von jener offenen Sinnlichkeit die Rede, die zuweilen den Leser bezaubert, auch wenn er in Zweifel ist, ob sie ästhetisch zu billigen sei, sondern von jenen stechen Belleitaten, die aus dem Weinrausch und aus schlechten Reminiscenzen hervorgehn. Folgende Umstände sind es, die jener Scene den rechten Hautgout geben.

\*) Wie schnell die Lichter verbrennen!

1) Klingsohr und Lucinde sind nach der Absicht des Verfassers geniale, kräftige, interessante, im Ganzen liebenswürdige Naturen, freilich durch ihre Phantasie der Verführung ausgesetzt, aber in diesem Augenblick noch so edel als möglich.

2) Lucinde wird beauftragt, dem Mann, den sie liebt, ein Geheimniß mitzutheilen, welches ihn in seiner tiefsten Seele tödtlich verlegen muß; ein Geheimniß, welches die Ehre seiner Eltern vernichtet. Um diesen Moment vorzubereiten, denkt sie hauptsächlich daran, ihm eine brillante Tafel zu decken, ihm glänzende Möbel zu zeigen, ihm eine Masse Champagner aufzufahren. So empfindet nach Dr. Guskow das Weib, das den Mann liebt, im Augenblick, wo seiner Ehre ein tödtlicher Schlag versetzt werden soll! Sie empfängt ihn mit der göttlichen Zweideutigkeit: „Sie sollen bewirtheet werden wie — ein Sohn vom Hause!“ Sie zeigt während der ganzen Scene keine Spur von tieferem Mitgefühl, keine Spur von widerklingendem Schmerz, keine Spur von Scham. Sie macht den Eindruck einer Dirne.

3) Nun Herr Klingsohr. Wenn ein anderer Mensch, nicht etwa ein besonders edler, sondern ein Mensch von leidlich natürlichem Gefühl plötzlich hört, deine Mutter ist entehrt und du bist die Frucht eines Ehebruchs, so wird dieser Mensch, selbst wenn er im Zustand der Trunkenheit sein sollte, plötzlich nüchtern werden, er wird alles von sich stoßen und davoneilen, dem Geheimniß vollständig auf die Spur zu kommen oder Rache auszuüben, oder irgend etwas thun, nur das nicht, was Herr Klingsohr thut. Herr Klingsohr setzt seine Böllerei fort bis er lallt, radotirt über verschiedene philosophische Gegenstände, übt Bärtlichkeiten gegen Lucinde aus u. s. w. Herr Klingsohr ist Lucindens würdig.

Freilich treibt ers im Folgenden noch schlimmer. Von jener Orgie wird er zur Leiche desjenigen gerufen, den er bis dahin für seinen Vater gehalten hatte. Er findet daselbst als Zeugniß des Mordes ein Stück von dem Tuchfragen des Mannes, den er jetzt für seinen Vater hält (S. 333). Wahrscheinlich mit diesem Zeugniß ausgerüstet, das sich nachher in seiner Briestafche vorfindet, kommt er zum Kronsyndicus und bleibt lange mit ihm eingeschlossen; das Einzige, was der Roman über die Unterredung bemerkt, ist, daß sie sich zwei Flaschen Burgunder kommen lassen S. 215. Ein anderer ist als des Mordes verdächtig eingezogen, Klingsohr und der Kronsyndicus besprechen untereinander und mit dem ältesten Sohn des Kronsyndicus die ganze Mordangelegenheit, sie halten zusammen einen Termin in der Criminaluntersuchung gegen den als verdächtig Eingezogenen, wo zu Protokoll genommen wird, jener Tuchfragen sei durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit plötzlich abhanden gekommen S. 221, sie kommen sehr bleich und der Quersfragen müde vom Amt zurück und trinken Champagner. Lucinden aber thut es wohl, so trau-

lich hinter dem Champagnerglase zwei feste, kraftvoll verbundene Männer zu sehn! S. 225. Klingsohr lebt von da an auf Kosten des Kronsyndicus, dessen Sohn Jerome, den er doch für seinen Bruder halten muß, er im Duell erschießt.

Diese verschiedenen Charaktermomente sind in einer so erstaunlichen Weise miteinander combinirt, daß man zum Verständniß derselben die dichterische Production Gogkows überhaupt ins Auge fassen muß. Aus dieser Untersuchung ergibt sich, daß nicht sein böser Wille, sondern nur seine völlige dichterische Unfähigkeit solche Monstrositäten zur Welt bringt, daß es ihm infolge dessen ebenso wenig möglich ist, wirklich böse als wirklich gute Menschen zu schildern. Seine Gestalten von der ersten bis zur letzten sind nur Mollusken, sie haben keinen Knochenbau, und so stark sie in Empfindungen sind, fehlt ihnen doch die Seele.

Mit Recht tadelt man den Materialismus der heutigen Naturwissenschaft, daß er, vielleicht ohne es zu wollen, den Glauben an die Seele untergräbt, den Glauben an jene individuelle Lebenskraft, die, uns allen bekannt obgleich uns allen wunderbar, aus innerer Naturbestimmtheit heraus der äußern Naturbestimmtheit widersteht, bald sie bezwingt, bald ihr unterliegt, und so ihr eignes Schicksal ist. Indeß ist diese Doctrin, weil sie vom Gefühl wie von der Wahrnehmung leicht widerlegt wird, viel weniger schädlich, als jene mißbräuchlich sogenannte Dichtung, die uns seelenlose Gestalten vorführt und uns daran gewöhnt. Der Glaube an die Freiheit ist von dem Bewußtsein der innern Naturbestimmtheit der Seele, die sich nicht in bloße sinnliche Eindrücke, in bloße Empfindungen zerbröckeln läßt, unzertrennlich verbunden: nur die Seele kann sich frei nennen, die ihrer eignen Nothwendigkeit folgt. Dichter mit Talent aber ohne schöpferische Kraft sind nie im Stande, das Bild einer solchen Seele hervorzubringen, sie sind auch nie im Stande, eine wahre Leidenschaft zu schildern, denn auch die Leidenschaft, die alle mitwirkenden Umstände überflutet, ist ein Ausfluß jener dämonischen Kraft, die zu verherrlichen von Alters her als die hohe Aufgabe der Tragödie angesehen wurde. Jene Dichter, die, unfähig den Kern des Wesens zu erfassen, alles, was geschieht, aus zufälligen Umständen, Eindrücken und Erregungen herleiten, verfallen eben deshalb nothwendig in Unsittlichkeit, denn Unsittlichkeit ist nichts Anderes, als der Atomismus des Willens. Ein solcher Dichter, an Talent und Erfindung Gogkow überlegen, an Bildung freilich ihm nachstehend, aber seiner Zeit ebenso gefeiert als dieser, weil er ebenso dem Instinct der Menge huldigte, war Kozebue: die Parallele würde sich bis ins Einzelne durchführen lassen. Auch Kozebue ging nicht etwa darauf aus, die Sittlichkeit zu untergraben, im Gegentheil hatte er die beste Absicht, namentlich in seinen Trauerspielen tugendhafte Helden und Menschen zu schildern; aber weil ihm die

schöpferische Kraft abging, wurden daraus regelmäßig Galalien, die im entscheidenden Augenblick sagten: „sie stoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte.“

Dasselbe könnte man von Gukfow's Figuren sagen. Klingsohr und Lucinde, die einzigen Personen dieses ersten Bandes, in deren Seelenbewegung er uns einzuführen sucht, erregen in jedem Augenblick die Empfindung, daß sie ebenso gut das gerade Gegentheil von dem thun könnten, was sie wirklich thun. Es ist in ihnen, wie gesagt, keine Seele; sie tragen kein Gesetz der innern Nothwendigkeit in sich, und darum kennen sie auch keine Leidenschaft, obgleich namentlich der eine von ihnen alle Augenblicke tobt und lärmt, die Stühle zerbricht und dergl. Und von derselben Art sind seine sämtlichen Helden vom ersten bis zum letzten. Darum ist es eben so schwer, sie zu analysiren, ohne den Leser zu ermüden, den er durch eine ungeheure Masse äußerer Erfindungen täuscht. Was aber Gukfow von den übrigen Poeten seines Gleichen unterscheidet, ist, daß seine Bildung so weit geht, ihm auf Augenblicke die Erbärmlichkeit seines Helden klar zu machen; in solchen Augenblicken nimmt er den Anschein eines Satirikers an, den er aber in der nächsten Stunde über neuen Eindrücken, neuen Empfindungen wieder vergißt. Solche Züge finden sich auch im gegenwärtigen Band mehrfach, und Figuren wie Schlurf und Strohmer in den Rittern vom Geist, in denen sich wirklich einige brillante Einfälle finden, sehen ganz aus wie eine Satire auf seine eignen Schöpfungen; aber sobald er sich zusammenrafft, um einen tüchtigen Menschen zu schildern, wird wieder ein Schlurf oder Strohmer daraus, nur in anderem Costüm.

Wer nicht von innerer Nothwendigkeit ausgeht, verfällt dem Zwang der äußern Umstände d. h. dem Atomismus, und man wird an den vierten König in Goethes Märchen erinnert, der, sobald ihm die Irrlichter die Goldadern ausaugen, in einen lächerlichen und unförmigen Klumpen zusammenfällt. Eine solche Gemüthsstimmung ist auch der wahren Satire nicht mächtig, denn auch diese verlangt ein festes Maß der Seele, das man auch im Uebermuth nicht aus den Augen setzt. Gukfow, in seinem innersten Wesen ein Unempfinder, bemüht sich durchweg, sich selber in Rührung zu sprechen. Er lauscht gewissermaßen mit Behagen dem Klang seiner eigenen Worte. Nun wird er aber gleichzeitig von unzähligen sich widersprechenden Gedanken und Empfindungen heimgesucht und da er keinem derselben Widerstand zu leisten vermag, widerfährt ihm fast durchweg, daß er das Ungehörigste in den Vordergrund schiebt, daß seine Rührung plötzlich in blasirte oder gar in faunische Stimmung überspringt und daß seine Satire in schwächlicher, empfindsamer Rührung verflingt.

Diese Gesetzlosigkeit seines Geistes zeigt sich aber nicht bloß in der großen

Composition, sondern selbst in seinem Stil, in seinem Wortbau, in seiner Satzverbindung; Beispiele auszuwählen ist nur wegen der ungeheueren Menge solcher Sätze schwierig: und zwar meinen wir nicht die Reden seiner Helden, die er vielleicht absichtlich Unsinn vorbringen läßt, wie denn z. B. aus Klingsohrs Munde nie ein vernünftiges Wort kommt, sondern wir meinen die Stellen, wo er in eigener Person spricht. Hier nur ein Beispiel aus dem dritten Bande des Zauberers von Rom S. 35. Man möge die Stelle selbst nachschlagen, um sich zu überzeugen, daß der Zusammenhang mit dem Uebrigen gleichgiltig ist.

„Die Pein des Fegefeuers mußte sie also glücklich und schnell überstanden haben, Dank der gründlichen Verschung mit den letzten Heilmitteln durch den geliebten Priester, der täglich und stündlich von ihr und ihrer hochverehrten Freundin und Beschützerin Lucinde Schwarz erwartet wurde. Nachdem sie sich eben aus ihrem Danaezustande — Danae muß blond gewesen sein, weil ihre Schönheit Jupitern auf den Gedanken brachte, sie grade in ihrer eignen Gestalt zu überraschen — in die erste nothwendigste Kleidung geworfen und ihr auch Jupiter-Piters Zudringlichkeit dabei nicht mit allzu grellem Schrecken eingefallen war“ u. s. w.

Man überlege sich die Ideenassociation dieses Satzbaues. Zuerst heißt Danaezustand doch wol Nacktheit; wie er vom Nackten aufs blonde Haar kommt, das weiß der liebe Gott! Dann wird die blonde Farbe des Goldregens ihre eigene Gestalt genannt und dann soll wieder ihre Schönheit ihn veranlaßt haben, ihr blond zu erscheinen. Bei diesem Bilderwirbel vergeht einem wirklich Hören und Sehen! Und Sätze von der gleichen Stärke übernehmen wir aus jedem Band seiner Werke wenigstens zwanzig anzuführen. Daß sich das Publicum diesen Stil gefallen läßt, zeigt, wie sehr auch hier eine Reinigung des Geschmacks Noth thut.

Wenn aber solche stilistische Fehler durch nachträgliche Feile weggeschafft werden könnten, so ist das nicht möglich bei dem Organismus der Bilder und Gestalten im Großen. Sie alle sind von jener Krankheit angefressen, die nur den chemischen Proceß verstatet und jede Heilung unmöglich macht. Zu jenen Gebrechen gehört auch, daß seine Geschichten und grade die auffallendsten gar keine Folge haben. So auch jene Betrunkenhetscene zwischen Klingsohr und Lucinde, die gar keine Folge hat — auch nicht die etwa zu erwartende — und nur um ihrer eignen Schönheit willen da ist.

Nun kommen wir aber auf einen ernsteren Punkt. Guckow hat es gewagt, seinen Roman dem deutschen Volk zu widmen: er soll „beitragen helfen, die vaterländische Einheit zu fördern.“ Bei der Breite, welche die Figuren des ersten Bandes einnehmen, macht er den Eindruck, als solle er eine Gesamtschilderung der deutschen Zustände sein, die uns der „Lockpfeife des römischen Vogelstellers“ aussetzen. Wie nun die beiden Helden Lucinde und Klingsohr beschaffen sind, haben wir gesehn; die andern Personen sind entweder Narren und Schurken oder ganz unbedeutend, nicht ein einziger Charakter, der uns

mit dem Leben und diesen Zuständen versöhnt. Ueberall eine wüste Unordnung, ein Gemisch von unreifem Hochmuth und Verschrobenheit. Wir glauben, es kann dem deutschen Volk nicht gleichgiltig sein, so geschildert zu werden, um so weniger, da die Schilderungen nicht wahr sind, ja es würde eine nicht geringe Kunst dazu gehören, in Deutschland eine solche Fülle von Zerrbildern aufzutreiben, als dieser Roman sie aufweist. Hochklingende Worte, an denen es in der Vorrede nicht fehlt, verrathen ihre Absicht zu deutlich; wie es ihnen aber gelingen kann, trotz ihrer Hohlheit wenigstens die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn — darüber Erklärungen zu geben, möchten wir noch gern vermeiden.

### Von der preussischen Grenze.

Daß die Kriegsbereitschaft von drei Armee-corps, unserm Bundescontingent, nicht das letzte Wort unsrer Regierung in der großen Tagesfrage sein würde, konnte sich jeder selbst sagen; wol aber mochte es manchen überraschen, daß die weitem militärischen und finanziellen Vorlagen so schnell auf die ersten folgten. Auch wir verstehen nicht, woher diese Beschleunigung kommt, da diese Maßregeln sehr viel kosten und da eine unmittelbare Betheiligung am Kriege nicht in der Absicht zu liegen scheint; aber wir glauben gern, daß der Regierung Thatsachen bekannt sind, von denen wir nichts wissen und die eine schnellere Rüstung auf alle Gefahr hin erforderlich machen. Um so nothwendiger wird es aber jetzt, wo die Action wirklich beginnt, daß unsere Regierung sich über das, was sie vorhat, unserem und dem deutschen Volk, so wie den deutschen Bundesregierungen gegenüber klar und energisch ausspricht.

Eine solche Offenheit ist jetzt doppelt nöthig, da die öffentliche Meinung, in ruhigen Zeiten freilich etwas sehr Gleichgiltiges, jetzt anfängt eine ernste und gefährliche Macht zu werden. Es liegt in dieser Erhebung des deutschen Nationalgefühls und schon in der Möglichkeit derselben etwas sehr Edles, etwas sehr Werthvolles für unsere Zukunft, und wenn wir auch nicht der Ansicht sind, daß dieselbe jetzt die richtige Strömung gefunden hat, so trägt die Schuld wahrlich nicht das deutsche Volk. Die Erinnerung an Deutschlands Schmach in den Jahren 1805—1813, die leidenschaftliche Erregung gegen den großen Friedensstörer, der unabsehbares Elend über den ganzen Continent zu bringen droht, diese Gefühle suchen nach einem thatkräftigen Ausdruck, und da die öffentliche Meinung sich stets demjenigen anschließt, der die kräftigste und entschiedenste Action entfaltet, so ist es sehr begreiflich, daß der bei weitem größere Theil des deutschen Publicums mit seinen Gefühlen dem österreichischen Heerlager folgt, dessen Fahnen wenigstens dem Anschein nach die deutsche Sache vertreten. Was man auch der österreichischen Regierung vorwerfen mag, Schwäche hat sie nicht gezeigt, und dem Starken und Entschlossenen folgt ebenso der Feige wie der Muthige.

Diese Bewegung innerhalb des Volks ist so stark geworden, daß die deutschen Regierungen, von denen ohnehin ein Theil mit dem Volk sympathisirt, ihr auf die